

## Georges Bidault, Noch einmal Rebell: Auszug über die Besetzung Deutschlands

**Quelle:** BIDAULT, Georges. Noch einmal Rebell. Berlin: Propyläen, [s.d.]. p. 108-120.

**Urheberrecht:** (c) Propyläen Verlag

**URL:** [http://www.cvce.eu/obj/georges\\_bidault\\_noch\\_einmal\\_rebell\\_auszug\\_uber\\_die\\_besetzung\\_deutschlands-de-a878b1d9-686c-403d-9e4a-7fd562163855.html](http://www.cvce.eu/obj/georges_bidault_noch_einmal_rebell_auszug_uber_die_besetzung_deutschlands-de-a878b1d9-686c-403d-9e4a-7fd562163855.html)

**Publication date:** 02/07/2015

## Georges Bidault, *Noch einmal Rebell*

[...]

### Das deutsche Problem

Deutschland liegt in der Mitte Europas. Es war das Zentrum des Krieges gewesen. Zum Zeitpunkt der Befreiung schien seine Niederlage gewiß. Die V1 und V2 und die Gegenoffensive in den Ardennen konnten die Agonie nur verzögern; die absolute Waffe, die man zu entwickeln versucht hatte, würde nicht mehr rechtzeitig bereitstehen, um das Land vor dem Zusammenbruch zu retten. Der Endsieg war zum Greifen nahe gewesen. Aber eben diese leicht errungenen Erfolge und die Fehler, die sich die deutsche Führung erlaubt hatte, waren der Grund, daß sie die Reihe gewonnener Schlachten nicht in einen endgültigen Sieg verwandeln konnte. Von Triumph zu Triumph war sie auf die Katastrophe zumarschiert. Nun lag Deutschland unter verheerenden Bombenangriffen; seine Bedrängnis wurde immer größer, es hatte riesige Blutverluste erlitten und mußte eine Handvoll ausgepumpter Männer als Division bezeichnen.

Doch auch jetzt blieb das Reich das große Problem, die große Unbekannte. Im Krieg war es die Hauptgefahr gewesen, im Frieden sollte es zur Hauptstreitfrage werden.

Seit nunmehr zwanzig Jahren ist das Deutschland-Problem das Schlüsselproblem Europas. Und seit zwanzig Jahren ist dieses Problem unlösbar. Deutschland sieht sich für lange Zeit dem qualvollen Zustand eines »Werdens ohne Ende« überantwortet. Seine Verhältnisse sind so verwickelt, daß sich kein Ausweg absehen läßt. Die Menschen aber können ihrer ganzen Natur nach nicht endlos im Dunkel ohne Sterne oder Kompaß, ohne Hoffnung oder Hoffnungsschimmer in eine unbekannt Zukunft gehen. Europa, die Mutter so vieler Ideen, der Erdteil, der die höchste Kultur besitzt, Europa weiß in seiner Zerrissenheit nicht, wie es aus dieser - für lange Zeit oder für immer vermauerten - Sackgasse herauskommen soll. Es lebt in den Tag hinein, unfähig, das Grundproblem zu lösen, das sich in seinem Kerngebiet stellt. Auch in anderen Jahrhunderten hat es Kriege gegeben, die ohne förmlichen Friedensschluß ausgingen. Doch da wurden wenigstens die tatsächlich entstandenen Territorialverhältnisse nicht mehr angefochten, und schließlich wandelte sich der faktische zu einem rechtlich gesicherten Zustand. Heute ist der Krieg seit zwanzig Jahren beendet, aber es gibt weder einen Frieden noch einen Friedensvertrag: die Grenze durchschneidet einen lebenden Volkskörper, ohne daß der frei gebliebene Teil dieses Volkes die gezogene Linie anerkennt. Eine östliche Großmacht hat gesagt: so ist es nun einmal, weil es mir so wohlgefällt. Auf diese Art üben die Atheisten das Recht von Gottes Gnaden aus.

Die russische Haltung erklärt sich aus den bohrenden Erinnerungen der alternden Männer an der Spitze des Regimes, die schon während des Krieges Verantwortung trugen und die den Vormarsch der deutschen Armee nicht vergessen konnten. Hitler, der diesen Feldzug in die Weiten Rußlands zu spät im Jahr angetreten hatte, war bei Moskau bis zum Sperlingsberg vorgedrungen, wo seine Truppen in letzter Minute vom Winter und den sibirischen Verstärkungen aufgehalten wurden. Alle Russen denken daran, daß die Deutschen bis in die Nähe von Baku gelangten. Deshalb hält Rußland - nicht zufrieden, daß es sich ein Glacis von weißen Kolonial-Staaten mit hundert Millionen Einwohnern sicherte - bei allen Konferenzen seine Weigerung aufrecht, einer Regelung der deutschen Frage zuzustimmen, die nicht das Bestehen zweier Deutschland sanktioniert. Zwei Deutschland, zwei Korea, zwei Vietnam, zwei oder drei Laos, ganz zu schweigen von dem, was noch hinzukommen kann: das ist die Welt, in der wir leben, in der die Partei der Freiheit aus Friedensliebe bei verschiedenen Gelegenheiten nur die Amputation als Möglichkeit sah, zu überleben oder die Verheerungen einzugrenzen. So kann der Kreml auch Deutschland geteilt erhalten - eine Politik à la Richelieu, verwirklicht im zwanzigsten Jahrhundert im Namen des sozialistischen Fortschritts.

Die Amerikaner, die weniger stur und mißtrauisch, eher Theoretiker waren und spontan auf den Augenblick reagierten, begreifen diese Haß- und Angstverhärtung nicht. Als der Krieg gewonnen war, kamen sie den Deutschen zu Hilfe, bevor sie Deutschland halfen. In ihrer oft sprunghaften Politik ist diese großmütige Haltung nach dem Kampf das, was man ihnen am wenigsten vorwerfen kann, sowohl vom moralischen Standpunkt als von dem der Klugheit aus betrachtet.

Die Franzosen aber brauchten Zeit, um mit ihren wiederholten schlechten Erfahrungen fertig zu werden. Schließlich merkten sie - was in den Beziehungen der Völker wichtiger ist als begreifen -, daß man manchmal den Erbfeind wechseln muß, wie es uns schon einmal widerfuhr, oder daß man die Vorstellung vom Erbfeind überhaupt fahren lassen sollte. Ich spreche von heute. Gestern war das geschlagene und darniederliegende Deutschland das zentrale Problem, und dieses Problem wurde ohne Gelassenheit in Angriff genommen.

Bernard Baruch schlug Amerika und seinen Verbündeten vor, Deutschland auf den Status eines Agrarlandes zurückzuführen. Das Projekt war ebenso ernst gemeint wie die Vorstellung, die man in den Tagen des Siegesjubels auf den Straßen der Invasion hegte: Frankreich zu einer Art riesigen Luna-Parks und weinfrohen, frivolen Montmartres zu machen, die den Herren des neuen Europa die erforderlichen Vergnügungen zu liefern hätten. Aber Baruchs Projekt war ernster zu nehmen, weil ihm einige Tatsachen entgegenkamen: die Reichskanzlei lag in Trümmern, der Bunker stand leer, die führenden Männer des Dritten Reiches hatten Selbstmord begangen oder warteten auf den Strick. De Gaulle neigte nicht so sehr dazu, ein ungeheures Sühneopfer auszudenken, sein Kopf ist nicht gerade ein Tummelplatz romantischer Ideen. Was er sich vorstellte, besaß zwar auch nicht mehr Realität, aber es bezog aus der Geschichte wenigstens den Anschein einer sicheren Fundierung. Seine Gedanken kreisten nicht um die deutsche Götterdämmerung, sondern um Bouvines, Karl V., Friedrich II., Blücher, Moltke, Ludendorff und Hitler - das »ewige Deutschland«.

Ich mußte von Tag zu Tag, von Fall zu Fall Entschlüsse fassen und mit meinen Problemen fertig werden. Die Art und Weise, wie de Gaulle damals - und noch lange Jahre später - die Zukunft Deutschlands sah, war das Ergebnis seiner Lektüre. Danach war Deutschland der Feind, der Erbfeind. Und als Gegenmittel gegen eine Wiederkehr dieser Gefahr, als Möglichkeit, das Schreckgespenst endgültig zu verscheuchen, das unaufhörlich die Grenze heimsuchte, boten ihm Geschichte und Geographie das beruhigende Bild eines Deutschland, wie es nach dem Westfälischen Frieden gewesen war. Nach seiner Ansicht konnte der Friede nur auf die Ohnmacht Deutschlands gegründet werden. Das überwachte, besetzte, amputierte Deutschland, wie er es sich vorstellte, gefiel den Russen nicht schlecht. Aber sie hatten schon die Hand auf die Beute gelegt. Frankreich dagegen, das schon Mühe gehabt hatte, als Besatzungsmacht zugelassen zu werden, besaß keine Pfänder. Nur ein Programm oder Präntionen. Wenn man Deutschland schon amputierte, warum sollte man es dann nicht auch zerstückeln? Warum sollten seine Bewohner nach den schweren Schlägen, die ihr Land hatte hinnehmen müssen, nachdem sie der Exzeß des Wahnsinns vom Exzeß des Heroismus geheilt hatte, nicht Zuflucht suchen in einem friedlichen Weimar à la Goethe und sich der Pflege ihrer partikularen Eigenarten widmen? De Gaulle ging in dieser Hinsicht so weit, daß er selbst die Bezeichnung »Rheinland« aus seinem Sprachgebrauch strich. Ich zitiere hier keine Privatgespräche, sondern öffentliche Erklärungen, gedruckt und vergessen in alten Nummern des *Journal Officiel*

Aus leicht erklärlichen Gründen habe ich kein *Journal Officiel* zur Hand, dagegen einige andere Texte aus der Feder de Gaulles, die, glaube ich, genügen dürften, um die Mitwelt zu unterrichten und vielleicht zu verblüffen. General de Gaulle wurde wie alle seines Standes und wie alle Absolventen von Saint-Cyr zwischen 1870 und 1914 mit einem unheilbaren Mißtrauen gegen Deutschland genährt. Charles Maurras, der über den Père du Lac auch auf die Ansichten der Familie de Gaulle einwirkte, hielt dafür, daß es kein »gutes Deutschland« gebe, und so dachte auch General de Gaulle, ehe er mit siebzig Jahren plötzlich den badischen Großvater in seinen Chromosomen auferstehen spürte.

Diese Meinung über Deutschland, die ich ihn privat wie öffentlich vielfach und eindeutig verkünden hörte, ist klar ausgedrückt in den folgenden Sätzen, die aus der Londoner Zeit stammen, jedoch nicht als kriegsbedingte Äußerungen gedacht waren, sondern als Doktrin und allgemeingültige geschichtliche Einsicht, wie eben ihr Autor seine Gedanken zu formulieren pflegt:

*Frankreich stellt fest, daß es innerhalb eines Menschenalters drei Invasionen erlebt hat, eine scheußlicher und verheerender als die andere, aber alle von demselben Feind. Mit Deutschland, das seinem Wesen nach ständig Leute wie Bismarck, Wilhelm II. oder Hitler in die Welt setzen muß, kann sich Frankreich keinen nur durch Phrasen garantierten Frieden denken, er muß durch Real-Pfänder gesichert sein.*

Das war die Vorstellung, die sein Leben als Soldat und als Militärschriftsteller bestimmt hatte. Als General de Gaulle noch Hauptmann war, widmete er eines seiner ersten Bücher, eine glänzend geschriebene Studie, dem Thema der »Zwietracht beim Feind«; er schildert darin die Konflikte innerhalb der deutschen Armee während des Ersten Weltkrieges und bei der Niederlage.

Daß Gallier und Germanen sich nicht vertragen können, diese Überzeugung wurde während der ganzen ersten Regierungszeit de Gaulles und darüber hinaus aufrechterhalten. Das kommt zum Beispiel in einer Pressekonferenz vom 12. Oktober 1945 folgendermaßen zum Ausdruck:

Frage: »Darf man erfahren, wie lange die Kriegsgefangenschaft der deutschen Soldaten in Frankreich dauern soll?«

Antwort: *Als Kriegsgefangene werden sie bleiben bis zu dem Tag, da der Kriegszustand durch einen Friedensschluß mit den deutschen Ländern beendet wird. Dann sind die Gefangenen keine Gefangenen mehr. Deutsche Arbeitskräfte werden allerdings noch lange am französischen Wiederaufbau mitwirken müssen. Aber vom Friedensschluß an arbeiten sie nicht mehr als Kriegsgefangene, sondern unter einem Kontrakt wie auch andere ausländische Arbeiter. Gleichwohl, ob mit oder ohne Kontrakt, sie werden da sein müssen, und zwar in genügender Anzahl, damit die Arbeit getan wird, die sie zu verrichten haben.*

»Ob mit oder ohne Kontrakt« - diese Ausdrucksweise ist recht bezeichnend für die Einstellung de Gaulles, die politische und auch die rechtliche, wenn ich sie so nennen darf. Gerechterweise muß man sagen, daß die meisten Franzosen nach den schweren Leiden des Krieges daran keinen Anstoß nahmen. Und von dieser Einstellung ging die gaullistische Politik aus: *Adversus hostem aeterna auctoritas.*

In eben diesem Jahr 1945, bei den allwöchentlichen Paraden, die zu jener Zeit in Paris stattfanden, klärte mich ein ziemlich makabres Scherzwort des Generals darüber auf, wie seine Stimmung damals Deutschland und den Deutschen gegenüber war. Diese Paraden spielten sich im allgemeinen auf der Place de la Concorde ab, wo man die Tribüne vor den Tuileries erst gar nicht mehr abschlug. Die ständige Wiederholung hatte bei den ausländischen Diplomaten, die notgedrungen zuschauen mußten, eine gewisse Übersättigung zur Folge. Einmal suchte mich Jefferson Gaffery von sich aus auf und sagte, er finde es allmählich ein wenig lästig, so oft in aller Frühe aufstehen zu müssen, nur um wieder einmal »meine Tanks mit meinem Treibstoff« bei einer Parade zu sehen.

Der Ausspruch zeugte von begrenzter Sympathie und wurde nicht grade gut aufgenommen, man schwelgte damals eben in militärischen Lustbarkeiten. Bald rückte die Truppe über die Rue Royale heran, bald vom Pont de la Concorde. Zwei Musikkorps standen rechts und links vom Obelisk und begleiteten den Vorbeimarsch mit ihren zündenden Rhythmen. An jenem Tag näherten sich die Kolonnen aus der Richtung der Deputiertenkammer, die damals noch nicht in Nationalversammlung umbenannt war. Gegen Ende der Parade kam, in ihrem langsamen Marschritt, die Fremdenlegion, den traditionellen Hammel an der Spitze. Wie stets wurde sie von der Menge mit Beifall begrüßt. In diesem Augenblick wandte sich de Gaulle zu mir um - ich stand links hinter ihm - und sagte zu mir in jenem Tonfall, den einige meiner Ministerkollegen vergeblich nachzuahmen versuchten, wörtlich folgendes: »Da liegt die Zukunft der deutschen Jugend.«

Eigentlich wollte ich diese Episode nicht erzählen, aber, die Dinge sind heute für Frankreich und die Freiheit der Welt so gravierend geworden, daß ich mich entschlossen habe, sie ans Licht zu bringen: *et nunc reges intellegite ...*

Die ursprüngliche Deutschland-Politik de Gaulles, die inzwischen von aller Welt und besonders von ihm selbst vergessen wurde, hing mit seiner am 20. September 1945 einem Pariser Korrespondenten von *Times* gegenüber getroffenen Feststellung zusammen: *Nach den Beschlüssen von Potsdam ist Deutschland im Osten amputiert worden, im Westen nicht.* Es müßte also eine Sonderregelung im Westen getroffen werden, sagte er in anderem Zusammenhang, und zwar für das Rheinland und das Ruhrgebiet. Das Rheinland sei kein »homogenes Gebilde«. Die *militärische und politische Sicherheit* der westeuropäischen Völker verlange, daß Rheinland und Ruhrgebiet der strategischen Kontrolle der bedrohten Länder unterstellt und diese beiden Territorien *ein für allemal vom übrigen Deutschland abgetrennt* würden, und zwar so, daß ihre

*Bewohner eindeutig erkennen, ihre Zukunft liegt nicht in Deutschland.*

In Bar-le-Duc sagte de Gaulle am 28. Juli 1946: *Die Lösung, die Frankreich für ein anständiges, wirksames und menschliches Abkommen über Deutschland vorsieht, ist einfach, und jedermann kennt sie: man lasse die verschiedenen traditionellen deutschsprachigen Länder - Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, die Pfalz, die Rheinprovinz, die nordwestlichen Provinzen - sich auf ihre Eigenart besinnen und selbst verwalten, man lasse jedes für sich und auf eigene Weise seinen Weg gehen. Das riesige Arsenal des Ruhrgebiets soll internationaler Verwaltung unterstellt ... und schließlich an Oder und Rhein die Sicherheitsgrenze der Deutschland benachbarten Staaten festgelegt werden.*

Dieses Zukunftsbild bezog seine Farben hauptsächlich aus der Vergangenheit. Es kehrte die alte Vorstellung wieder, es gebe über alle Kriege - über die Siege, die einigen, und die Niederlagen, die zusammenführen - hinweg dennoch bis heute die Deutschländer, eine Vielzahl von Staaten. Hier hatte der »Sturmwind der Geschichte« noch nicht geblasen. Die altertümliche Denkweise, die damit zum Vorschein kommt, diese tief verwurzelten Anschauungen, die noch über die fünfziger Jahre hinaus bestimmend blieben, verhinderten allerdings nicht, daß eine jähe, vom Machtwillen bewirkte Änderung eintrat, als man es an der Zeit fand, den Kiel zu wenden und die Welt mit etwas anderem in Spannung zu halten.

Man wußte gleich nach dem Krieg also nicht mehr so recht, wo eigentlich das Stück Deutschland zu suchen sei, das künftig Deutschland sein sollte, zwischen Rußland, das den Osten amputierte, und de Gaulle, der den Westen aufsplitterte. Wie hätte Deutschland leben können ohne Ruhrgebiet und ohne Oberschlesien? Aber da die Russen auf keine Opposition gestoßen waren, als sie sich Oberschlesien aneigneten, warum sollte dann Frankreich Widerspruch gewärtigen, wenn es mit dem Ruhrgebiet Ähnliches vorhatte? Diese zwingende Schlußfolgerung krankte nur daran, daß ihr die nötigen Stützen fehlten.

Andererseits sprach alle Welt von den Reparationen. Nachdem Deutschland so vieles zerstört hatte, konnte man ihm mit Recht Reparationen abverlangen. Zum zweiten Mal innerhalb eines Menschenalters ergab sich dieses Problem, und die Lösung mißlang ähnlich wie beim ersten Mal.

Deutschland lag selbst in Trümmern. Wie sollte man von einem zerstörten Land Hilfeleistung erlangen für die andern, die es zerstört hatte? Die Reparationen waren um so schwieriger herauszuholen, als man sie diesmal mit der Sowjetunion teilen mußte. Die Sowjets hatten eine Besatzungszone im Osten, die sie bis zum letzten auspowerten; es blieb nur die Möglichkeit, das übrige ebenso auszuplündern - zu ihrem Vorteil. Das war Wahnsinn. Der Einspruch der Angelsachsen bewahrte uns vor einer solchen Torheit, wenn wir von uns aus je dazu versucht gewesen wären.

Mit der Abtrennung des Ruhrgebiets von Restdeutschland waren die Russen ganz einverstanden, und da sie sich schon an der Elbe - nicht wie de Gaulle in seinen Kriegserinnerungen sagt, an der Oder - befanden, hatten sie große Lust, auch am Rhein zu sitzen. De Gaulle sah, wie sich die große Hand vorschob, aber er gab der Versuchung nicht nach, seinen Plan mit dieser gefährlichen Unterstützung zu verwirklichen. Unter diesen Umständen mußte man jedoch wieder auf die Angelsachsen zurückgreifen, und sie hatten die Ruinen vor Augen, sie sahen, wieviel Geld es kosten würde, das bloße Überleben einer Bevölkerung zu sichern, der Arbeit und Arbeitsmöglichkeit genommen waren. Der große Plan wurde zum Traum. Der Traum aber hatte wie alle Träume so große Macht über die Einbildungskraft, daß man den - anderen Gründen zuzuschreibenden - Rücktritt de Gaulles abwarten mußte; da erst erwachte der Schläfer.

Zu jener Zeit wurde ich nur Schritt für Schritt über die Richtung informiert, in die de Gaulles Absichten zielten, und ich mußte mir darüber mein eigenes Urteil bilden. Ich hätte meine Kenntnisse erweitern können durch die Lektüre der vor dem Krieg erschienenen Bücher des Mannes, der der »Erste Widerstandskämpfer Frankreichs« und Chef seiner Regierung geworden war. Doch die Verbreitung seiner Werke war durch den Krieg nicht begünstigt worden: man hatte die Bücher de Gaulles verboten und ihren Autor zum Tode verurteilt. Zudem fehlte uns die Zeit, Literatur zum Nachschlagen aufzuspüren, die in den Buchhandlungen nicht vorrätig war. Uns interessierte an de Gaulle seine gegenwärtige Persönlichkeit, und man wollte eigentlich gar nicht so genau wissen, was er vor dem 18. Juni 1940 gewesen war. Ich habe daher erst bei Gesprächen über das Germanien des Tacitus, über Größe und Untergang der Römer und verschiedene damit

zusammenhängende Themen erfahren, wie General de Gaulle die Welt sah, seit er sich darüber eigene Gedanken machte.

Seine Ansichten enthielten - sehr elegant formuliert - viel vom Ideengut Jacques Bainvilles, einiges von Albert Malet, Albert Sorel sowie dem späten Peguy und auch das eine oder andere aus den Lehrgängen der Kriegsschule.

Ich wußte wohl, daß es ein aus Büchern genährter Anachronismus war, wenn man im zwanzigsten Jahrhundert die Politik des siebzehnten betreiben wollte. Der »Sturmwind der Geschichte« war noch nicht durch diese Zauberformeln eines anderen Säkulum hindurchgefahren, und nur die Leidenschaften, die eine lange Prüfungszeit in Frankreich aufgestachelt hatte, konnten solchen Traumgespinsten einen Schein von Wirklichkeit geben. Politische Vorstellungen, die eigentlich schon von der Zeit ausgebleicht waren, erlebten bei uns eine Verjüngung durch die sehr lebendigen, brennenden Erinnerungen an die Besetzung, an Deportationen und Erschießungen. Sie waren keineswegs unpopulär, aber Politik gründet man nicht auf Groll, Vergeltung und angeblich ewigen Haß. Der Wunsch, den Feind von 1945 in Ohnmacht und dauernder Dienstbarkeit zu halten, war die Wiederholung dessen, was man schon 1918 gewollt und nicht zustandegebracht hatte. Daß man die Ruinen Karthagos umpflügt, das Land, aus dem der Feind emporwuchs, brandschatzt, entehrt und verflucht, ist etwas, das man sich im Schmerz vornimmt, doch die Vernunft verdammt es. Überdies müßte man, wenn man an die Dauer eines solchen Zukunftsbildes glauben wollte, ein geradezu tollkühnes Vertrauen auf die Beständigkeit der öffentlichen Meinung haben, auf die der andern, aber auch in unserm eigenen Volk.

Ich hatte die Prinzipien, auf denen das Naziregime fußte, von Anbeginn bekriegt und während der Besetzung gegen den Feind gekämpft, der danach handelte. Doch seit meiner Jugend war ich überzeugt, daß der Friede in Europa eine Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich zur Voraussetzung habe. Die Tragödie ewig wiederaufflackernder Kriege zwischen den beiden Ländern entstand aus einer Rivalität, einer Feindseligkeit, die immer weniger Vernunftgründe hatte. Auf Jena folgte als Antwort Sedan, auf Sedan die Marneschlacht, auf die Marneschlacht der Sturm vom Juni 1940 und das zweite Sedan. Und so gab es von Bouvines bis Roßbach und Compiègne immer nur kurze Kampfpausen; der uralte Zwist zog sich hin, Siege und Niederlagen wechselten miteinander ab, ohne daß man ein Ende absehen konnte, es sei denn im Zusammenbruch der ganzen westlichen Welt. Jeder deutsch-französische Krieg, wie er auch ausgehen mochte, war künftig eine gemeinsame Niederlage der beiden kämpfenden Völker. Diese Meinung hatte ich von jeher vertreten. Und nun war da de Gaulle mit seinem Arsenal von Schulweisheiten. Was tun?

1945 war Deutschland ein gähnender Abgrund in der Mitte Europas. Blutend und zerschlagen lag es da, seine Fabriken standen still, die Häuser waren zerstört, rauchende Bombentrümmer überall: Elend und Not herrschte bei seinen Bewohnern, im Osten waren Vergewaltigungen an der Tagesordnung, im Westen stellten Zigaretten die Währung dar, für die man alles bekommen konnte. Die größte materielle und moralische Katastrophe der Geschichte grub ihre Spuren in das Land, so daß selbst die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges davor verblaßten. Dieses düstere Bild stand am Ende so vieler Menschenvergötterung.

Andererseits war Angst vor den Deutschen, die über die Gefahr hinaus wach blieb, das einzige Band, die einzige Grundlage eines Einverständnisses zwischen den großen Alliierten. Nach dem drohte uns die Gefahr, daß sich einer gegen den anderen stellte. Um ihr zu begegnen, konnte man nur die Furcht vor einem noch immer revanchelüsternen Deutschland nähren. Nichts von alledem konnte mich überzeugen. Was meine Haltung unter de Gaulle und noch einige Zeit danach bestimmte - man kann sich nicht so schnell auf achtbare Weise von einer falschen Meinung lösen -, war die innere Entscheidung, die ich zu treffen hatte. Nicht etwa zwischen dem Bequemen und dem Unpopulären - ich glaube nicht, daß man mir das vorwerfen wird, vor allem nicht heute. Es ging vielmehr darum, ob ich die Arbeit de Gaulles komplizieren und behindern oder ihm dabei helfen sollte; schließlich stand er jetzt an der Spitze eines Landes, das ebenfalls an Leib und Seele schwere Schäden davongetragen hatte. Nun, da Frankreich *ein* Mal die Chance geboten war, endlich Freiheit und Ordnung miteinander zu versöhnen, die Rechte des Bürgers mit der Autorität des Staates in Einklang zu bringen - Begriffe, die in der französischen Geschichte fast immer gegeneinander standen und deren abwechselndes Überwiegen Gegensätze und Unglück ohne Ende nach sich zogen -, hielt

ich es für meine Pflicht, diese seltene Gelegenheit zu nützen. Ich handelte nicht unwissentlich. Es war mir klar, daß ich den einen oder den anderen Teil der Wahrheit opfern mußte. Ich habe mit offenen Augen gewählt. Und so entschied ich, nicht ohne Schmerz, doch ohne Gewissensbisse, zugunsten meines Allernächsten.

Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß ein Tag kommen würde, da de Gaulle an die Stelle einer unbedingten und augenscheinlich angeborenen Feindschaft gegen die »Germanen« mit einem einzigen plötzlichen Schachzug Zuneigung zu eben diesem Volk setzen sollte, ein eiskalt kalkuliertes, aber durch ihren Beifall angeheiztes Wohlwollen. Wenn Beifall losbricht, vergißt er die Tricks, mit denen er ihn provoziert hat. Massenjubel ist sein Jungbrunnen.

1945 glaubte ich jedoch zugegebenerweise, das Chaos in Europa werde sich nicht ewig aufrechterhalten lassen, es werde auf die Dauer zu viel Gefahr und Leid mit sich bringen, als daß nicht aus dem Übermaß des Übels selbst das Korrektiv käme, der allzulang genährte, über seine Anlässe hinauswirkende Haß sich endlich legen müsse. Einmal würde eine klügere, maßvollere, realistischere Einstellung die Oberhand gewinnen.

Ich habe auch geglaubt, de Gaulle werde rascher versucht sein, eine Annäherung an die Deutschen einzuleiten, nicht etwa aus Gefühlsgründen, sondern wegen der damit gebotenen Möglichkeit, anderen einen Streich zu spielen. Eine Fahrt nach Bonn oder Berlin hätte durchaus auf der Linie seiner Moskaureise gelegen. Denn als er sie unternahm, konnte er sich an dem Gedanken freuen, er ärgere damit die anderen. Man glaube nicht, das sei eine unfaire Unterstellung. Für ihn - und nicht nur für ihn und nicht nur für kleine Geister - ist die Aussicht, andere zu verwirren, durcheinanderzubringen, ja zu erzürnen, ein wichtiger Faktor bei der Entscheidung. Wie viele Torheiten, wieviel verblüffende oder scheinbar unerklärliche Handlungen sind allein dadurch angeregt worden, daß man den Gegner oder den Partner aus dem Konzept bringen wollte.

Doch es hat Zeit gebraucht, bis die Verhältnisse sich normalisierten, viel Zeit, jedenfalls mehr, als ich gehofft oder aus Vernunftgründen angenommen hatte. Ich wußte nämlich nicht, wie launenhaft de Gaulle im Grunde ist. Er kaut an den Dingen herum, überlegt hin und her, läßt sie liegen und nimmt sie wieder vor. Dann kommt er zu dem Schluß, man habe noch Zeit, »Frankreich überlebt uns alle«, und was dergleichen Entschuldigungen für das Hinausschieben einer Entscheidung mehr sind. Einmal allerdings kommt sie, jäh wie der Blitz oder die Pest, wenn sein Gemüt in Wallung gerät. Dann gibt es kein Überlegen, keine Ausflüchte mehr, die Entscheidung fällt auf der Stelle. Denn Gemütsaufwallung und daraus folgende rasche Reaktion sind eine der großen Antriebskräfte dieses Lebenslaufes: des Zorns. Sowie die Wellen sich geglättet haben, sowie kein Elender in Sichtweite ist, den man züchtigen müßte, kein Dummkopf, den man demütigen könnte, läßt die Entscheidung auf sich warten. Immer wieder wechseln Ebbe und Flut. Nachdenklich betrachtet man das Kommen und Gehen der Wogen und den Ozean, der sie ausschickt. Doch es bewegt sich nichts. All diese Wassermassen, die heranrollen und sich brechen, steigen und fallen stets auf derselben Stelle.

An einem Januarmorgen vor etwa zwölf Jahren besuchte mich Konrad Adenauer in der Rue Saint-Dominique; ich war damals Verteidigungsminister. Wir kannten uns sehr gut, aber darum handelt es sich hier nicht. Nachdem wir verschiedene Probleme besprochen hatten, schnitt er ein neues Thema an.

»Ich habe erfahren«, sagte er, »daß General de Gaulle die Absicht hat, nach Aachen zu kommen und dort am 28. Januar nächsten Jahres eine Rede zu halten.«

Der 28. Januar ist der Tag des heiligen Karl des Großen. Ich antwortete, das sei eine ausgezeichnete Sache, General de Gaulle könne nicht nach Deutschland fahren, um dort schlecht über die Deutschen zu reden, dafür habe er genug Orte in Frankreich gefunden. Ich hielt das also für eine gute Nachricht.

»Sicher«, fuhr der Kanzler fort, »aber die Bundesregierung kann nicht umhin, ihn in würdiger Form zu empfangen. Was denkt die französische Regierung darüber?«

»Die französische Regierung wird alles mit Dank zur Kenntnis nehmen, was die Bundesregierung bei einer solchen Gelegenheit tut, um einen Franzosen zu ehren, der sich höchste Verdienste erworben hat.«

So verhielt sich die Vierte Republik. Ich erinnere mich, daß ich schließlich zu meinem Gesprächspartner sagte:

»Wissen Sie, noch ist er nicht in Deutschland. . .«

Wirklich kam es denn auch in jenem Jahr zu keiner Gedenkrede für Karl den Großen. De Gaulle ließ sich noch fast ein Dutzend Jahre Zeit, bis er der staunenden Welt den in Reserve gehaltenen badischen Großvater präsentierte. Und Adenauer wartete etwa ebensolange, bis er mir als Antwort auf einen Brief, den er nach seinen Versicherungen nicht gelesen hatte, die deutsche Polizei auf den Hals schickte.